

## Ernst Opgenoorth (1936–2018)

Von Udo Arnold

Am 12. Februar 1936 wurde Ernst Opgenoorth als Sohn eines Zollbeamten in Kleve geboren. Er besuchte verschiedene Grundschulen am Niederrhein, bedingt durch die Tätigkeit des Vaters, sowie in Mecklenburg infolge der Evakuierung der Familie in der Schlussphase des Krieges. 1947–1953 folgte der Besuch des Progymnasiums, nun wieder am Niederrhein in Dülken und Goch, die letzten drei Jahre dann des Gymnasiums in Rheydt und des Beethoven-Gymnasiums Bonn. Die niederrheinische Prägung durch Geburt und Schulzeit blieb zeitlebens erhalten. Ab Sommersemester 1956 studierte Opgenoorth an der Universität Bonn Geschichte, Germanistik und Philosophie, 1957/58 zwei Semester Publizistik an der Freien Universität Berlin, anschließend wieder in Bonn. Seit 1960 orientierte er sich an den Veranstaltungen von Walther Hubatsch, wo wir uns kennen lernten. Bei Hubatsch promovierte er 1962 mit der Arbeit „Die Ballei Brandenburg des Johanniterordens im Zeitalter der Reformation und Gegen reformation“<sup>1</sup>, zu der ihm sogar eine Archivreise in die damalige DDR gelungen war. Noch im selben Jahr legte er sein Staatsexamen für das Lehramt an Gymnasien ab. Die Schul- wie Studienabschlüsse waren stets von besonderer Qualität.

Schon in der Schulzeit hatte er journalistisch gearbeitet, in der Schülerzeitung seines Bonner Gymnasiums, für den Bonner Jugendfilmring und als freier Mitarbeiter der „Bonner Rundschau“. Folgerichtig begann er 1963 ein Volontariat bei der Redaktion der Wochenzeitschrift „Bochumer Blätter“, die 1950 begründet worden waren und bis 1974 erschienen. Diesem Bereich sollte er, vor allem in der Filmarbeit, treu bleiben. So gehörte er als Vertreter für Geschichtswissenschaft / Publizistik dem Beirat des ländergetragenen, ab 2008 leider abgewickelten „Instituts für den Wissenschaftlichen Film“ in Göttingen an. Dort veröffentlichte er auch Vorarbeiten zu seinem 1984 erschienenen Werk „Volksdemokratie im Kino. Propagandistische Selbstdarstellung der SED in DEFA-Dokumentarfilmen 1946–1957“<sup>2</sup>, dem bescheinigt wird: Es „überzeugt das Fazit der Studie“<sup>3</sup>. Die entscheidenden Filmsichtungen dazu konnte Opgenoorth im „Archiv für den Wissenschaftlichen Film Potsdam-Babelsberg“ in der damaligen DDR vornehmen. Er bearbeitete auch selber Filme für das „Institut für / den Wissenschaftlichen Film“, z. B. „Brüning – Aus einer Erklärung zur Abrüstungsfrage 1932“<sup>4</sup>.

Walther Hubatsch war 1956 als außerordentlicher Professor von Göttingen nach Bonn berufen worden, 1959 wurde seine Stelle in eine ordentliche Professur umgewandelt, doch erst 1963 erhielt er eine Assistentenstelle zugewiesen. Auf diese holte er ab September 1963 Ernst Opgenoorth, der von nun an sein Leben als akademischer Lehrer mit der Rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität verband.

Nachdem er ein festes Einkommen erhielt, heiratete er an Silvester 1963 seine ein Jahr jüngere Frau Freia, mit der er zwei Söhne hatte. Wir haben immer eine glückliche Familie erlebt, in die jedoch 1986 die unheilbare Krankheit und der Tod seiner Frau grausam eingriff und ihn an den Rand der

---

<sup>1</sup> Würzburg 1963.

<sup>2</sup> Köln 1984.

<sup>3</sup> Rolf Geserick in: Medienwissenschaft: Rezensionen 1986, Heft 2, S. 194–196, hier S. 196.

<sup>4</sup> Filmdokumente zur Zeitgeschichte G 10/1955, Göttingen 1973.

Selbstaufgabe führte. Viel später fand er zu einer Freundin aus Schulzeiten zurück, Liselotte, die ihn bis zum Schluss liebevoll betreute.

Bereits 1964 diente Opgenoorth ein Jahr lang als Geschäftsführender Assistent des Historischen Seminars, damals eine rollierende Aufgabe. Es war üblich, dass Assistenten an den Lehrveranstaltungen der Ordinarien teilnahmen. Das bedeutete für Opgenoorth keineswegs stilles Dabeisitzen, sondern aktive Beteiligung. Seine Wortmeldungen „Wenn ich mich hier einmal einschalten darf...“ kündigten stets spannende Momente im Seminarablauf an, die gewiss nicht immer der Planung von Hubatsch entsprachen. Eigenverantwortliche Lehre war unhabilitierten Assistenten nicht möglich, sie mussten ihre Proseminare stets unter dem Namen und der Verantwortung des Ordinarius anbieten, was zusätzlich von der Universitätsleitung zu genehmigen war. Opgenoorth hatte mit seinen Veranstaltungen deutlichen Erfolg.

Dazu gehörte auch die Zusammenfassung seiner ersten Lehrerfahrungen in einer „Einführung in das Studium der neueren Geschichte“<sup>5</sup>. In einer ausführlichen Rezension hieß es dazu: „Es ist besonders anerkennenswert, dass ein junger, noch nicht einmal habilitierter Wissenschaftler eine auf studentische Interessen hin angelegte ‚Einführung‘ geschrieben hat. Man erwartete eine solche längst fällige ‚Einführung‘ aus der Hand eines aus langjährigen Erfahrungen schöpfenden Lehrstuhlinhabers und älteren Wissenschaftlers.“ Das als „Wagnis“ bezeichnete Vorhaben wird dann als „weitgehend geglückt“ begrüßt<sup>6</sup>. Und die 7. Auflage gilt dementsprechend als „Klassiker‘ geschichtswissenschaftlicher / Einführungsliteratur“<sup>7</sup>. Auch dies kennzeichnet eine Eigenschaft Opgenoorths, dass er sich mit Zähigkeit einer Aufgabe widmete, die er als sinnvoll und notwendig ansah. Dabei zeigte er fachdidaktisches und wissenschaftstheoretisches Interesse, welches er auch zu vermitteln suchte. Seine Studierenden haben es ihm gedankt, deutlich sichtbar in dem Festkolloquium, welches sie ihm zu Ehren 2001 ausrichteten: „Preußen und das Preußentum vom 17. Jahrhundert bis in die Gegenwart“<sup>8</sup>. Wer es miterleben durfte, hatte den Eindruck einer Familienfeier. Darin verbanden sie „Die brandenburgisch-preußische Geschichte, das Historische Seminar der Universität Bonn und Ernst Opgenoorth“<sup>9</sup>.

Doch zuvor stand neben der Lehre die Forschung. Darin blieb er dem Gesamtstaat Preußen verhaftet. Bereits 1967 veröffentlichte er einen Band, den er eher als Nebenfrucht ansah: „‚Ausländer‘ in Brandenburg-Preußen als leitende Beamte und Offiziere 1604–1871“<sup>10</sup>. Herausragendes Ergebnis seiner Forschungen war das monumentale Werk „Friedrich Wilhelm, der Große Kurfürst von Brandenburg. Eine politische Biographie“<sup>11</sup>. Um es zu erstellen, erhielt er ab Sommer 1969 ein zweijähriges Habilitationsstipendium der Deutschen Forschungsgemeinschaft. Auch hier stellte sich Opgenoorth einer Aufgabe, die in jener Zeit eher als Abschluss eines Lebenswerks betrachtet wurde, nicht jedoch als Qualifikationsarbeit innerhalb eines keineswegs großzügig bemessenen, vorgegebenen Zeitrahmens. So veröffentlichte der Bonner Ordinarius Max

---

<sup>5</sup> Paderborn 1969, ab der 4. Auflage 1993 zusammen mit dem Bonner Kollegen Günther Schulz, zuletzt <sup>7</sup>2010.

<sup>6</sup> Winfried Baumgart, Zur Problematik eines Handbuchs über die Einführung in das Studium der neueren Geschichte, in: Rheinische Vierteljahrsblätter (34) 1970, S. 353–360, hier S. 354.

<sup>7</sup> Stefan Jordan in: Vierteljahrschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte (90) 2012, S. 77 f.

<sup>8</sup> Beiträge des Kolloquiums aus Anlaß des 65. Geburtstages von Ernst Opgenoorth am 12. 2. 2001, hg. v. Jürgen Frölich, Berlin 2002.

<sup>9</sup> Jürgen Frölich, Esther-Beate Körber, Michael Rohrschneider im genannten Band als Einleitung.

<sup>10</sup> Würzburg 1967.

<sup>11</sup> Teil 1: 1620–1660, Göttingen 1972; Teil 2: 1660–1668, Göttingen 1978. Der erste Teil stellte die Habilitationsschrift dar.

Braubach seine große Prinz Eugen-Biographie an der Pensionsgrenze<sup>12</sup>, Opgenoorth seinen Friedrich Wilhelm als Mittdreißiger. Es gehörte Mut gegenüber der Fachwelt dazu. Die nahm das opus auch nur widerwillig zur Kenntnis, bescheinigte ihm zwar, dass eine solche Biographie „zweifellos ein Desiderat“ sei, dass er eine „ungeheure Fleißarbeit“ vorgelegt habe und bei „im allgemeinen durchaus abgewogenen Urteilen eine erfreuliche selbständige Haltung“ zeige, doch die Auflistung der Monita grenzte zum Teil ans lächerliche Erbsenzählen – ein Altmeister, der das Fehlen eines eigenen Aufsatzes monierte, sich selber aber dem / Wagnis einer Biographie auf einem Feld, zu dem kaum übersehbare Detailstudien vorlagen, nicht gestellt hätte<sup>13</sup>.

Doch Opgenoorths wissenschaftliche Strenge, stets quellenorientiert, überzeugte letztlich. Dieses Werk machte ihn für die nächsten Jahrzehnte zum anerkannten Fachmann jener Zeit, der sich in vielen Vorträgen als gern gehörter Redner zeigte sowie auf Tagungen als offener und deutlicher, jedoch nie verletzender Diskutant.

1971 konnte er sich mit dem ersten Band der Biographie in Mittlerer und Neuerer Geschichte habilitieren. Ein Jahr später wurde er zum Außerplanmäßigen Professor ernannt. Es erfolgte die Umsetzung von der Assistentenstelle auf eine Dozentur, doch nach wie vor als Beamter auf Widerruf. Erst 1980 wurde im Zuge der Hochschulreform des Landes Nordrhein-Westfalen diese Stelle in eine dauerhafte Professur umgewandelt.

Ergebnis seiner Dissertation war die Berufung in das nationale Komitee zur Vorbereitung der Ausstellung des Europarats über den Johanniterorden in Valletta auf Malta 1970 gewesen. Leider endete seine Reise zur Eröffnung bereits in Rom – auch damals waren Verkehrsverbindungen nicht immer zuverlässig. 1973 gehörte er zu den Gründungsmitgliedern der Arbeitsgemeinschaft zur Preußischen Geschichte, in deren Vorstand er bis 1992 mitwirkte.

Mit Ost- und Westpreußen verband ihn anfangs eine undankbare, aber ungemein hilfreiche Arbeit. Bereits gemeinsam mit Walter Gerschler am Abschluss des Registers zu den Regesten des Ordensbriefarchivs und der Ordensurkunden des Königsberger Staatsarchivs für die Zeit bis 1510 beteiligt<sup>14</sup>, erstellte er nunmehr unter eigenem Namen das Register zum letzten Band für die Jahre 1511 bis 1525, hierbei auch ein für die ersten Bände abgelehntes Sachregister einschließend<sup>15</sup>. Nach meiner Wahl zum Kommissionsvorsitzenden 1974 habe ich ihn im Folgejahr zur Aufnahme in unsere Kommission vorgeschlagen, wusste ich doch um seine aufbauende Kritikfähigkeit und zupackende Bereitschaft bei einem als sinnvoll erkannten Ziel. Geplant hatte er eine Ständegeschichte Ostpreußens in / der Frühen Neuzeit, wozu er im Sommersemester 1985 und im Wintersemester 1989/90 jeweils ein Freisemester von der Lehre erbat. Doch gab er das Vorhaben auf zugunsten eines Projekts unserer Kommission: Es war mir eine große Freude, als ich ihn als Herausgeber des sich

---

<sup>12</sup> Max Braubach, Prinz Eugen von Savoyen. Eine Biographie, 5 Bde., München 1963– 1965.

<sup>13</sup> Richard Dietrich in den Rezensionen zu beiden Bänden in: Jahrbuch für die Geschichte Mittel- und Ostdeutschlands (23) 1974, S. 303–307, und (28) 1979, S. 329–331. Zurückhaltender Peter Baumgart in: Historische Zeitschrift (223) 1976, S. 439 f., hier S. 440: „... eine disziplinierte und durchaus lesenswerte Darstellung ..., die eine verlässliche und solide Synthese des gesicherten Wissensstandes vermittelt“. Weitere Rezensionen im deutschsprachigen Raum habe ich nicht finden können.

<sup>14</sup> Regesta historico-diplomatica Ordinis S. Mariae Theutonicorum 1198–1525, bearb. v. Erich Joachim, hg. v. Walther Hubatsch, Register zu Pars I und II, Göttingen 1965.

<sup>15</sup> Regesta historico-diplomatica Ordinis S. Mariae Theutonicorum 1198–1525. Pars I: Index Tabularii Ordinis S. Mariae Theutonicorum. Regesten zum Ordensbriefarchiv, Vol. III: 1511–1525, bearb. v. Erich Joachim, hg. v. Walther Hubatsch, Göttingen 1973, Register S. 547–687.

festzufahren drohenden Vorhabens des „Handbuchs der Geschichte Ost- und Westpreußens“ gewinnen konnte. Bei der Gründung des Projekts waren wir optimistisch hinsichtlich des zeitlichen Rahmens und der personellen Möglichkeiten gewesen, bis sich im weiteren Verlauf die Probleme mehrten. Ohne die Zähigkeit und Beharrlichkeit Opgenoorths, die sicher manchen Mitarbeiter genervt hat, wäre das Vorhaben nicht zustande gekommen und so weit gediehen, wie es letztlich der Fall ist. Er verfeinerte die geplante Struktur, entwickelte die Form und bearbeitete mit seinen studentischen Mitarbeitern aus dem Historischen Seminar der Universität Bonn die einzelnen Beiträge der Autoren in penibelster Art. Ließ sich kein Autor finden, übernahm er selber das entsprechende Kapitel. So gelang es schließlich, die Zeit von 1466 bis 1945 abzudecken; leider sind der erste und der letzte Band der Planung nicht zustande gekommen, wogegen selbst Opgenoorth machtlos war<sup>16</sup>. Er war 1998 anlässlich des 75-jährigen Bestehens der Kommission auch der ideale Referent, um Stationen der Geschichtsschreibung des Preußenlandes vorzustellen<sup>17</sup>.

Opgenoorth stellte sich viele Jahre selbstlos in den Dienst des Handbuches. 1994 hatte er sich ein Jahr lang beurlauben lassen, 1996/97 ein weiteres Semester. Bewundernswert ist, dass er zugunsten des Handbuches in dieser Zeit ein ganzes Jahr auf seine Bezüge verzichtete, was ich aber erst sehr viel später erfuhr. Als er sich 1998 vorzeitig pensionieren ließ, legte er mit der Herausgeberschaft auch seinen seit 1983 damit verbundenen Sitz im Vorstand unserer Kommission nieder. Er wollte sich zwar nicht aus der Forschung zurückziehen, plante jedoch, zu seiner alten Liebe, der Filmforschung zurückzukehren; dazu ist es aber nicht mehr gekommen. Unsere Kommission hat ihm viel zu verdanken, auch wenn er davon nichts hören wollte. /

Opgenoorths Arbeiten waren durch höchste Gründlichkeit geprägt, immer mit einem aufwendigen Zeitbudget. Während Hubatsch drängte, stellte Opgenoorth ihm gegenüber eher das retardierende Moment dar. Trotzdem blieben sie zeitlebens eng miteinander verbunden. So gehörte neben dem damaligen Dekan Konrad Reppen und dem etwas jüngeren Kondoktoranden Michael Salewski, der Opgenoorths Assistentenstelle übernommen hatte und inzwischen Lehrstuhlinhaber in Kiel war, selbstverständlich auch Opgenoorth zu den Rednern des 1985 abgehaltenen, eigentlich als Veranstaltung zum 70. Geburtstag geplanten Gedenkens für Walther Hubatsch<sup>18</sup>.

Herausragende Eigenschaften von Ernst Opgenoorth waren Pünktlichkeit, Gewissenhaftigkeit und Zuverlässigkeit. Dabei verhielt er sich oft genug unbequem, Konformismus oder stromlinienförmiges Verhalten waren ihm fremd. Das galt auch für seine wissenschaftlichen Arbeiten, bei denen Quellennähe und unkonventionelles Denken miteinander gepaart wurden, um zu neuen Erkenntnissen zu gelangen. Hinzuzufügen ist vor allem seine Liberalität, im persönlichen wie im akademischen Leben. Er hatte als Lehrender die Entwicklung an der Universität Bonn 1968 und in der

---

<sup>16</sup> Teil II/1: Von der Teilung bis zum Schwedisch-Polnischen Krieg 1466–1655; Teil II/2: Vom Schwedisch-Polnischen Krieg bis zur Reformzeit 1655–1807; Teil III: Von der Reformzeit bis zum Vertrag von Versailles 1807–1918; Teil IV: Vom Vertrag von Versailles bis zum Ende des Zweiten Weltkrieges 1918–1945 (Einzelschriften der Historischen Kommission für ost- und westpreußische Landesforschung. 10), Lüneburg 1994, 1996, 1998, 1997.

<sup>17</sup> Stationen der Geschichtsschreibung des Preußenlandes von Peter von Dusburg bis zu Hartmut Boockmann, in: 75 Jahre Historische Kommission für ost- und westpreußische Landesforschung. Forschungsrückblick und Forschungswünsche, hg. v. Bernhart Jähnig (Tagungsberichte der Historischen Kommission für ost- und westpreußische Landesforschung. 13), Lüneburg 1999, S. 113–137.

<sup>18</sup> In memoriam Walther Hubatsch. Reden, gehalten am 21. November 1985 bei der Akademischen Gedenkfeier der Philosophischen Fakultät der Rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität Bonn (Alma mater. 61), Bonn 1986.

Folgezeit hautnah miterlebt. Trotzdem spielte eine Zugehörigkeit zu extremen akademischen Gruppierungen für ihn keine Rolle, wenn die Studienleistung stimmte. Umso wichtiger schien ihm die Verteidigung der demokratischen Freiheit, die er nicht zuletzt im politischen Liberalismus sah. Dementsprechend gehörte er von 1975 bis 1990 dem Kuratorium der Friedrich-Naumann-Stiftung an, der Stiftung der Freien Demokratischen Partei. Auch war er sich nicht zu schade, für sie Wahlplakate zu kleben. Eine letzte Veröffentlichung, an der er lange arbeitete und an deren Fertigstellung er fast nicht mehr glaubte, beschäftigte sich dementsprechend mit der Korrespondenz von Johann Gustav Droysen, Historiker, Geschichtstheoretiker und liberaler Politiker<sup>19</sup>. Nicht zuletzt ist aber sein Humor zu erwähnen, der sich immer wieder neben der persönlichen Begegnung in seinen Weihnachtsbriefen zeigte, mit denen er bis fast zuletzt Kontakt mit Freunden und Schülern hielt. Es wurde stiller um ihn, doch hielten manche Freundschaften bis zum Schluss. Am 2. September 2018 hat uns ein Freund verlassen, wir werden e. o. vermissen.

Jahrbuch Preußenland9 (2018), S. 178–183

---

<sup>19</sup> Johann Gustav Droysen und seine Briefpartner. Eine kommunikationsgeschichtliche Studie, in: Jahrbuch zur Liberalismusforschung (27) 2015, S. 149–182.